



Leseprobe aus Juul, Respekt, Vertrauen & Liebe, ISBN 978-3-407-86630-1

© 2020 Beltz Verlag in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86630-1)

isbn=978-3-407-86630-1

Gespräch mit Jesper Juul zum Thema



gerechte Verteilung der Hausarbeit

Mutter: Mein Beispiel ist eigentlich relativ banal, es geht um häusliche Ordnung. Ich habe fünf Kinder zwischen zwei und siebzehn Jahren, und ich finde Hausarbeit selbst total ätzend und bin darauf angewiesen, dass wir alle wenigstens so ein bisschen miteinander arbeiten. Damit man es zum Beispiel schafft, überhaupt durch die Wohnung zu kommen. Und mein Sohn, der geht eben duschen, und da hängt über der Badewanne die Wäsche, die reißt er runter und schmeißt sie auf den Boden, wo Katzenstreu und alles Mögliche liegt – und ich frage mich immer: »Was denkst du?« Also ganz im Ernst. Wir haben da lange drüber geredet, und ich habe meine Wünsche und Sorgen und Nöte mitgeteilt – und es passiert immer wieder, lauter solche Sachen. Im Moment würde ich meinen Kindern – zumindest den älteren – am liebsten eine Jugendwohnung bezahlen oder so etwas, und wir treffen uns dann zum Kaffeetrinken und machen es uns nett. Aber dieses alltägliche Miteinander ist ein Drama.

Jesper Juul: Sind Sie allein mit den Kindern?

Mutter: Nein. Ich muss vielleicht dazu sagen, dass wir so ein bisschen eine Patchwork-Familie sind. Zwei Kinder haben noch andere Väter und sind auch manchmal bei

denen. Und ich frage mich immer, ob die sich nicht zu Hause bei mir fühlen, ob irgendetwas fehlt, weil diese Verantwortung für uns als Familie und als Gemeinschaft eben überhaupt nicht da ist.

Jesper Juul: Ich frage nach dem Partner, weil ich glaube, dass der unbedingt dabei sein und Sie unterstützen muss. Der muss sagen: »Mit der Situation, wie sie ist, geht es meiner Frau schlecht. Und das will ich nicht.« Und dann können Sie ja auch für sich selbst reden und sagen: »Es ist so und so und so, und ich mache nicht mehr mit.« Da muss man gar nicht lange drüber reden – also, je länger man darüber redet, desto weniger Erfolg. Es geht nur um einen Punkt: »Ich bin ein Mensch, ich arbeite in dieser Familie umsonst, und das mache ich nicht mehr mit!«

Wenn Sie sich fragen: »Kann ich das fordern, ist das okay?« lautet meine Antwort: Es ist mehr als okay, es ist notwendig – und zwar auch für die Kinder. Menschen, die in einer Gemeinschaft leben und nichts zu dieser Gemeinschaft beitragen, verlieren ihre Würde – und es spielt keine Rolle, ob sie sechs, sechzehn oder sechzig Jahre alt sind. Man sollte von Jugendlichen natürlich nicht erwarten, dass man sich damit beliebt macht oder dass die losgehen und sagen: »Yes!!! Jetzt darf ich endlich putzen!« Die werden wahrscheinlich stinksauer, und sie werden alles Mögliche versuchen. Deshalb ist es sehr wichtig, dass Sie nicht allein sind, sondern dass der Partner dabei ist und klar Stellung bezieht. Und das, worüber wir hier reden, ist das Mini-

mum. Weil mit so einer Situation niemandem gedient ist, auch die Kinder ziehen daraus überhaupt nichts, das wertvoll für ihr Leben wäre.

Mutter: Also, ich habe zwei Möglichkeiten: Entweder ziehe ich mir diese Polizeimütze auf und sage: »So, ihr macht jetzt das Bad und das und das«, oder ich mache es eben allein. Ich finde es sehr, sehr anstrengend, immer hinterher sein zu müssen, dass die Kinder ihre Pflichten erfüllen. Ich will das eigentlich überhaupt nicht. Deshalb versuche ich ja immer, herauszufinden, woran das eigentlich liegen könnte, dass man überhaupt so denkt oder eben nicht so denkt.

Jesper Juul: Na ja, es ist ja auch peinlich für intelligente Menschen, wenn man da immer so eine Struktur vorgeben muss. Aber ich glaube, in so einer Situation gibt es nur diese Möglichkeit. Man kann zum Beispiel einen Kalender an den Kühlschrank hängen, und da steht genau, wer wann was zu tun hat. Und wenn das alles erst einmal läuft, kann man das wahrscheinlich auch anders machen. Aber bis dahin ist es so.

Ich möchte noch etwas zu dieser Verantwortlichkeit sagen. Eltern fragen ja immer: »Okay, wir können es den Kindern sagen, wir können das mit ihnen absprechen – aber was tun wir, wenn die Kinder das nicht machen?« Die Antwort lautet: Wenn die Kinder das nicht machen, dann geht es nicht mehr um die herumliegende Unterhose

oder die Wäsche oder das Abspülen – dann geht es um Beziehung. Dann muss man sich hinsetzen und sagen: »Hör mal, ich werde von dir nicht ernst genommen, das passt mir nicht, und ich will wissen, warum.« Und dann darf man keine allgemeinen Argumente zulassen – das ist eine persönliche Angelegenheit, und über die muss man persönlich sprechen. Über Polizei-Spielen oder Kontrolle funktioniert es nicht. Man sollte niemanden kontrollieren, der für irgendetwas verantwortlich ist – die Person sollte selbst kommen und sagen: »Ich weiß, ich sollte das eigentlich heute machen – mache ich aber nicht. Ich mache das übermorgen.« Das ist Verantwortlichkeit, und das gehört dazu, wenn man jugendlich oder fast erwachsen ist. Wenn man sich dagegen kindlich verhält und sagt: »Ich soll das eigentlich heute machen, aber ich mache es nicht – hoffentlich merkt sie es nicht«, dann ist das unterstes Niveau, und man verliert dabei, wie gesagt, die eigene Würde. Das sollten die Erwachsenen also nicht erlauben. Aber es gibt ja auch Eltern, die sagen: »Wir führen lieber ein gutes Hotel, und unsere Kinder müssen gar nichts machen.«



5

Persönliche Sprache: die Sprache von Respekt, Vertrauen und Liebe



Wir haben nur diese Subjekt-Objekt-Sprache. Eltern fragen in Beratungen immer die gleiche Art von Fragen: »Was machen wir mit einem neun Monate alten Kind, das nicht schlafen will? Was machen wir mit einer Zweijährigen, die kein Gemüse essen will? Was machen wir mit einem Siebenjährigen, der seine Hausaufgaben nicht machen will? Was machen wir mit einem Vierzehnjährigen, der nicht nach Hause kommt? Was machen wir mit diesem ›Ding‹, damit es sich verändert?« Ich glaube, dass die meisten Menschen mittlerweile wissen, dass es auf diese Fragen keine Antworten gibt. Es gibt keine Antwort auf die Frage: »Was macht man mit so einem ›Ding‹?

Was machen wir, damit es rechtzeitig nach Hause kommt? Das Ding ist vierzehn Jahre alt – mehr brauchen Sie über das Thema nicht zu wissen.« Wenn eine Frage so gestellt wird, gibt es nur eine Antwort: Gewalt. Die funktioniert zwar ab der Pubertät auch nicht mehr, aber wenn man früh mit Gewalt anfängt, hat man wenigstens die ersten zwölf Jahre gehorsame Kinder.

Wir müssen also eine neue Sprache erfinden, eine Beziehungssprache. Und wir brauchen hier unbedingt akademische Begriffe, Theorien und Entwicklungen. Ich glaube, wir brauchen mindestens zwanzig Jahre Forschung auf dem Gebiet der Phänomenologie, um diese Sprache entwickeln zu können.

Jetzt gehen wir ein bisschen zurück und fragen uns: Was ist das mit diesem Dialog? Dafür brauchen wir ja auch eine Sprache. Wir haben bisher nur diese Befehlssprache – und jetzt seit etwa zehn Jahren auch noch diese Flugbegleiterinensprache. Viele Eltern benehmen sich heute wie Flugbegleiterinnen, sie sind immer freundlich, sie haben so ein professionelles Lächeln, sie sagen immer »bitte« und »möchte«, und sie verwenden immer diesen Konjunktiv: »Würdest du bitte ...« Das verwirrt jedes Kind – und auch jeden Erwachsenen. Diese Art von Freundlichkeit entsteht, weil wir ja eigentlich nicht so direkt Macht ausüben wollen. Trotzdem möchten wir gern das bekommen, was wir wollen, also denken wir uns, dass es vielleicht einen sanfteren Weg zu genau demselben Ziel gibt.

Wenn Eltern zu mir in die Beratung kommen, sagen sie auch immer: »Ja, wir haben natürlich mit dem Guten angefangen.« Das heißt, dass sie mit dieser kinderfreundlichen Süße

angefangen haben. Zum Beispiel: »Ich möchte jetzt, dass du ins Bett gehst.« Und das Kind sagt: »Okay, gut, dann weiß ich das jetzt. Ich geh aber nicht ins Bett.« Das hat meine Frau früher manchmal zu mir gesagt: »Möchtest du mir morgen beim Putzen helfen?« Und ich habe vom ersten Tag an gewusst, dass das ein Befehl ist und keine Frage, sie versucht nur, höflich zu sein. Aber Höflichkeit kann man ignorieren, die hilft in so einem Fall nicht weiter. Eltern haben also zwei Sprachen: Die alte Befehlssprache und diese nette, höfliche, absolut substanzlose Sprache, die überhaupt kein Blut, keinen Körper hat, bei der es um nichts geht, die nur nett ist. Die eignet sich wunderbar im Bus und beim Einkaufen, aber in einer Liebesbeziehung ist sie ein totales Fiasko, da funktioniert sie überhaupt nicht.

Das merken wir bei Kindern heute: Wenn sie so drei, vier Jahre alt sind, dann kommen die Eltern zu uns und klagen: »Wir verstehen es wirklich nicht. Unsere Kinder hören uns nicht zu.« (Für manche Eltern heißt das, dass sie nicht zuhören – für andere heißt das, dass sie nicht zuhören und nicht gehorchen.) Und wir wissen mit hundertprozentiger Sicherheit, dass es nur einen Grund gibt, wenn Kinder nicht zuhören: Die Qualität von dem, was die Erwachsenen sagen, ist zu gering, als dass man sich damit beschäftigen müsste. Das bedeutet, dass man eine andere Sprache lernen muss, eine Sprache mit mehr Fleisch und Blut – eine persönliche Sprache.

In Watte gepackt

Eine Mutter hat mir mal erzählt: »Jesper, ich bin so unglücklich. Ich habe meinen Zweieinhalbjährigen angebrüllt.« Ich frage sie: »Wie oft?« »Einmal«, antwortet sie. Ich frage: »Meinst du einmal pro Stunde oder einmal am Tag?« »Nein, nein, nein, um Gottes willen«, sagt sie, »einmal in seinem ganzen Leben.« Ich sage: »Ach du liebe Zeit! Du kannst ihn einmal pro Stunde anbrüllen, und nichts passiert. Das ist völlig okay!« Aber das glauben die Leute nicht, die sind so hoffnungslose Romantiker, die glauben: »Meine Gefühle schaden meinem Kind.« Aber das stimmt nicht – was schadet, ist diese Abwesenheit von Gefühlen! Diese immer glatte Elternrolle, bei der man immer den Überblick hat, bei der man immer weiß, was zu tun ist – auch wenn man gar nicht weiß, was zu tun ist. Das schadet!

Wenn es zu Hause schwierig ist, kann das auch mit dem Thema Authentizität zu tun haben. *Wenn die Eltern nämlich Eltern spielen, dann fangen die Kinder an, Kinder zu spielen.* Und dann sind Kinder nicht auszuhalten, weil sie sich dann so idiotisch und kindisch benehmen. Es gibt da diese Sache, die sehr gefährlich ist – wenn Eltern über sich selbst in der dritten Person reden. Zum Beispiel: »Mami will nicht, dass du ...« Das ist gefährlich, weil es überhaupt keinen Kontakt gibt, wenn man so redet. Und gleichzeitig meint man es ja so gut, und es ist irgendwie so lieb. Aber stellen Sie sich vor, dass jemand so mit seiner Partnerin spricht, wenn die um einen Gefallen bittet: »Dein Mann hat keine Lust.« Da kann jeder hören, dass es da keinen Kontakt gibt. Aber dieses nette »Nein, Mutti will

nicht«, das ist ja so süß – als wären die Erwachsenen selbst erst drei Jahre alt.

Es heißt: »Ich will ...«, und nicht: »Mutti möchte ...«

Wir haben die erste Generation von Kindern dieser Eltern schon kennengelernt, die sind jetzt zwischen vierzehn und achtzehn, die haben keine Lebensfähigkeit, die sind depressiv, die ritzen sich, die kriegen Essstörungen und so weiter. Die sind nicht auf das Leben vorbereitet, weil die in dieser Watterschicht aufgewachsen sind, in der die Leute immer nett und höflich waren. Und je mehr Zeit die Kinder in der Kita und in der Schule verbringen, desto mehr brauchen sie Eltern, deren Gefühle man spüren kann – und mehr als das, Eltern, deren Gefühle man wirklich wahrnehmen kann. Das ist sehr, sehr wichtig. Ebenso brauchen sie Erzieherinnen und Lehrer, deren Gefühle sie spüren können. Dazu komme ich später.

Dialog ohne echtes Interesse verpufft

Die Vorstellung, dass es einen Dialog zwischen Kindern und Eltern geben sollte, ist ja noch ziemlich neu. Ich habe mich vor ein paar Jahren mit meinen alten Schulkameraden getroffen, und ich habe sie gefragt: »Wer von euch hat in der Kindheit erlebt, dass seine Eltern mit ihm reden wollten? Mit Interesse dafür, wer ihr wart?« Und alle haben geantwortet: »Das ist nie passiert.« Die Kommunikation zwischen Kindern und Eltern besteht sehr oft darin, dass die Eltern Fragen stellen, und dann

müssen die Kinder antworten. Und so ungefähr ab sieben Jahren antworten sie nicht mehr. Wenn umgekehrt die Kinder oder Jugendlichen kommen und auch eine Frage stellen, haben sie ja oft die Vorstellung, dass die Eltern eigentlich wirklich mit ihnen reden könnten – wenn sie nur wollten. Tatsache ist, dass viele Eltern nicht wissen, wie man mit seinen Kindern sprechen kann, ohne dabei zu erziehen, ohne in dieser Vater- oder Mutterrolle zu stecken.

Wie kann ich eigentlich einen Dialog führen, bei dem wir uns einfach nur füreinander interessieren? So ein Dialog kommt selten zustande, weil Eltern diese unglückliche Tradition haben, sich wie Journalisten zu verhalten. »Hast du einen guten Tag in der Schule gehabt? Wie war es? Hast du deine Hausaufgaben gemacht?«, eine Frage nach der anderen. Dieser Weg ist nicht besonders gut, weil man, wenn man immer nur Fragen stellt, immer nur Antworten bekommt. Und irgendwie werden die Antworten mit der Zeit immer dünner und dünner.

Ein anderer Punkt ist: Wenn man nur Fragen stellt, kann man sich hinter seinen Fragen verstecken. Und die Person, die antwortet, muss sich öffnen. Und das ist nicht »gleichwürdig«, das geht nicht. Das können Väter und Mütter ja mal miteinander versuchen – da entdeckt man blitzschnell, dass Kommunikation so nicht funktionieren kann. Der eine fragt immer, und die andere antwortet immer – das geht nicht. Manche Eltern sagen: »Okay, aber wenn ich keine Fragen stelle, dann bekomme ich überhaupt keine Informationen.« Ja, gut. Dann ist es vielleicht an der Zeit, sich in seiner Kom-

munikation wirklich einmal zu vertiefen und sich wirklich zu interessieren.

Jetzt stelle ich mir vor, mein Sohn wäre sechsundzwanzig, er hätte zwei Kinder, und er käme mit seiner Frau zu Besuch – kann ich überhaupt mit ihm reden? Ich kann natürlich die ersten Fragen stellen: »Wie geht's?« »Gut.« »Wie geht es auf deiner Arbeit?« »Gut.« »Wie ist es mit den Kindern?« »Geht auch gut.« »Hast du Hunger?« »Ja.« Und dann ist es vorbei. Ich sage das nicht so, um mich über Eltern oder über mich selbst lustig zu machen, das ist sehr ernst! Ich habe es selbst durchleben müssen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich eigentlich ein sinnvolles Gespräch mit meinem Sohn führen kann. Ich habe mich selbst gefragt: Was will ich meinem Sohn sagen? Ich habe ihn vier Monate lang nicht gesehen, er war siebzehn Jahre alt, ich habe die fünf Routinefragen gestellt – habe ich irgendetwas zu sagen? Will ich etwas sagen? Das hat mich vierundzwanzig Stunden gekostet, und dann habe ich endlich die Antwort gefunden. Eigentlich wollte ich ihm nur einen Satz sagen, ich wollte ihm nur sagen: »Kann ich bitte ein paar Stunden hier sitzen und dich einfach nur genießen?« Aber so hat niemand mit mir geredet, meine Eltern haben immer gesagt: »Jetzt sind deine Haare wieder zu lang«, oder so.

Wer trifft die Entscheidungen?

Spätestens, wenn die Kinder im Jugendalter ankommen sind, wird es offensichtlich: Wenn Eltern noch immer alle Entscheidungen für ihre jugendlichen Kinder treffen wollen, machen sie einen Riesenfehler. Das bedeutet nämlich, dass die Jugendlichen keine Möglichkeit haben, sich zu üben. Wenn eine Jugendliche zum Beispiel fragt: »Darf ich mich mit Paul verabreden?«, und die Mutter fragt zurück: »Hast du deine Hausaufgaben gemacht?«, hat das ja noch nicht mal eine Logik. So haben meine Eltern auch geredet. Wenn ich gefragt habe: »Darf ich ins Kino?«, hieß es: »Hast du deine Hausaufgaben gemacht?« Wenn ich die Mutter in dem obengenannten Beispiel wäre, würde ich antworten: »Weiß ich nicht. Also, unmittelbar würde ich nein sagen. Was denkst du?« Das ist keine Frage von Demokratie oder von Macht. Hier geht es darum, wie man lernt, selbst Entscheidungen zu treffen. Wie kann man langsam diese Verantwortung für sich übernehmen?

Und egal, ob die Eltern sich wie autoritäre Übergeneräle benehmen oder ob sie das mit ganz viel Vernunft rüberbringen, wenn sie weiter die Entscheidungen für ihre Kinder treffen wollen – im Grunde vernachlässigen sie ihre Kinder. Die lernen dabei nämlich nur eins: Man muss sich nach Autoritäten richten, so ist das Leben. Gleichzeitig haben dieselben Eltern wahrscheinlich sehr viel Angst davor, dass dieser berühmte Gruppendruck einsetzt und die Jugendlichen ihren Freundeskreis zur Autorität machen und da genauso gehor-sam sind, wie die Eltern sich das ansonsten wünschen. Denn

dann geht es schief, glauben die Eltern. Und das kann ja auch wahr sein.

Das Grundprinzip lautet hier aber: Man muss viel früher damit anfangen, mit seinen Kindern zu üben, und dazu muss man in den Dialog gehen. Das kann so aussehen: »Was denkst du?« »Also, ich möchte gern zu Paul.« »Ja, ich weiß, dass du gern möchtest. Aber in meinem Kopf gibt es dich und deinen Freund, die Hausaufgaben und den Geburtstag deiner Großmutter. Hast du einen Vorschlag, wie du das alles unter einen Hut kriegen kannst?« »Ich will einfach jetzt zu Paul.« »Okay, so schnell kann ich nicht denken, dafür bin ich zu alt ...« Es geht darum, dass man irgendeinen Entscheidungsprozess in Gang setzt. Wenn das für die Kinder möglich ist, bekommen die Eltern auch dieses berühmte Vertrauen: »Also, mein Kind kann eigentlich selbst denken.« Diese Erkenntnis ist für viele Eltern ja eine große Überraschung.

Und spätestens, wenn die Kinder in die Pubertät kommen und fragen: »Darf ich?«, sollten die Eltern sagen: »So läuft es nicht mehr bei uns. Ich bin nicht mehr Richterin oder die Polizei – jetzt bist du dran. Ich sage dir gern meine Meinung, aber erst will ich wissen, was du denkst. Weil du dich selbst fragen musst: Kann ich das, oder kann ich das nicht? Und dann höre ich gern deine Entscheidung, und ich sage dir gern meine Meinung dazu.« Und dann kommt das Wichtigste: »Und wenn du irgendetwas nur aus dem Grund, dass ich nein sage, machst, ist die Hölle los! Weil es nicht geht, dass du nur mit meiner Führung überleben kannst. Du musst auch mit deiner eigenen Führung überleben.«

Fehler sind gut!

Eltern haben oft Angst, dass sie etwas falsch machen könnten. Und irgendwie gibt es seit einigen Jahren so eine Art Uniformierung von jungen Eltern – die sagen alle dasselbe. Wenn diese Eltern zu mir sagen, dass sie Angst haben, dass sie alles falsch machen oder dass sie Fehler machen, dann antworte ich normalerweise, dass sie diese Angst ruhig haben können, denn sie machen auf jeden Fall Fehler. Die gelungensten Eltern, die ich kenne, machen so etwa fünfzehn bis zwanzig ernsthafte Fehler pro Tag, und wenn man einen Durchschnitt von dreißig Fehlern täglich hat, kann man mit ruhigem Gewissen schlafen. Bei über vierzig, fünfzig Fehlern sollte man sich wahrscheinlich ein bisschen Unterstützung holen. Diese Angst, Fehler zu machen, basiert ja auf einer vollkommen unrealistischen Vorstellung – nämlich der Annahme, dass es überhaupt möglich ist, keine Fehler zu machen. Aber das ist nicht möglich!

Manchmal kommt noch hinzu, dass die Eltern den Eindruck haben, dass in der Kita oder in der Schule alles super ist und zu Hause alles schief läuft. Und es ist meiner Ansicht nach auch eine Aufgabe der Pädagoginnen und Erzieherinnen, mit den Eltern in einem ehrlichen Austausch zu sein und auch offen über die eigenen Fehler zu sprechen. Denn es ist natürlich nicht so, dass die Fachleute immer alles richtig machen und die Eltern nicht. Das bedeutet nicht, dass die Pädagoginnen gleich ihren kompletten Fehlerkatalog ausstellen sollten. Aber sie sollten im Gespräch mit Eltern auch diese Unsicherheit –

die es ja auch bei ihnen und anderen Fachleuten gibt – zeigen. Ich war schon sehr oft als Supervisor in Kindertagesstätten, und es tut mir immer ein bisschen weh, wenn die Fachleute mit mir reden und sagen: »Ich habe mit diesem Kind die und die Probleme« oder »Ich habe mit dieser Mutter die und die Probleme«. Ich denke dann immer: Warum sagen die mir das? Warum sagen die das nicht den Eltern oder den Kindern? Dann wäre es nämlich möglich, dass ein Dialog entsteht. Aber oft wollen die Pädagoginnen und Pädagogen irgendetwas von mir haben, was sie den Eltern gegenüber unverwundbar macht. Und das mag ich nicht, weil ich glaube, dass wir so – auch gegenüber den Kindern – diese Welt schaffen, in der es um richtig und falsch geht. Und meiner Erfahrung nach ist das Leben nicht so simpel.

Das Leben ist mehr als richtig oder falsch

Grundsätzlich sollte man sich – als Eltern und auch als Erzieher oder Lehrerin – folgender Tatsache bewusst sein: Wenn man sich gemeinsam hinsetzt und über ein Kind spricht, spricht man eigentlich über zwei ganz unterschiedliche Kinder. Denn die Erzieherin sieht nicht dasselbe Kind wie die Eltern. Man kann da voneinander lernen, man kann sozusagen sein Bild kompletieren. Aber dafür müssen eben auch die Pädagogen ihre Unsicherheit offenlegen und zum Beispiel sagen: »Ja, wir haben auch nicht richtig gewusst, was wir damit machen sollen.«

Kinder kooperieren ja nicht nur mit den Eltern, sondern auch mit den Kitas und der Schule. Und es gibt einiges, das sie dort blitzschnell übernehmen. Als mein Enkel etwa ein Jahr in der Kita war, hatten wir so eine Situation miteinander, bei der es ewig hin und her ging. An einem Punkt hat er sich dann endlich entschieden, und da hat er ganz bestimmt gesagt: »Und darüber gibt es nichts mehr zu diskutieren!« Das hatte er in der Kita gelernt, das hatte irgendein Erwachsener dort gesagt, und es hatte ihm gut gepasst, weil es so definitiv war. Und irgendwie muss man solche Aussagen als Kind auch »schmecken«.

Diese Doppel-Sozialisierung ist für Kinder zwar durchaus möglich, aber sie ist auch viel Arbeit für sie. Je mehr die Erzieherinnen und Pädagoginnen lernen, dass es einen großen Unterschied zwischen Kita und Familie gibt, desto bessere Ratgeber werden sie für die Eltern. Man kann Konflikte zu Hause nicht so lösen wie in der Kita, da muss es anders sein.

Gespräch mit Jesper Juul zum Thema Diskussionen in der Familie



Mutter: Mich beschäftigt die Frage nach dem Dialog. Wo fängt man an zu diskutieren, und wo hört man auf? Also, wenn ich morgens früh unter Zeitdruck meinem Kind klarmachen muss, dass es sich bitte anziehen soll, weil wir es eilig haben – und abends beim Zähneputzen hört das Ganze erst auf –, dann ist das für mich sehr schwierig, weil ich es unglaublich anstrengend finde. An welchen Punkten kann ich auch einfach mal sagen: »Schluss, es ist jetzt so. Punkt.« Und wo kann ich mir tatsächlich Zeit lassen, zu diskutieren?

Jesper Juul: Zum ersten Teil Ihrer Frage möchte ich sagen: Es gibt einen ganz wichtigen Unterschied zwischen Dialog und Diskussion. Und es geht hier nicht um Diskussion, ich sage nicht, dass man mit seinem Kind immer diskutieren soll. Es ist richtig, was Sie sagen – Diskussionen und Verhandlungen können mit den Kindern heute bis in alle Ewigkeit gehen. Und das würde ich nicht empfehlen, denn es bringt nichts. Mein kleines Buch *Grenzen, Nähe, Respekt* heißt im Original: »Hier bin ich! Wer bist du?« Diese Worte bilden den Kern aller sinnvollen Kommunikation. Das kann sich dann zum Beispiel so anhören: »*Ich* möchte gern deine Zähne putzen, *ich* glaube, dass das sehr wichtig für dich ist. *Du* willst das nicht – und jetzt weiß ich nicht,

was wir machen sollen. Kannst du mir helfen?»« Dann sagt ein Zwei-, Dreijähriger: »Ich will einfach nicht.« »Ja, das habe ich längst verstanden. Aber du musst mir irgendwie helfen, denn ich will das, und du willst das nicht.« Das passiert einmal, zweimal oder fünfmal, und dann kommt das Kind und sagt: »Also, es tut immer weh, wenn du das machst.« »Okay, vielleicht kann es jemand anderes machen.« »Nein, dann möchte ich es selbst machen.« Und dann kann man sagen: »Oh, das ist eine gute Idee! Jetzt hast du es selbst gemacht, darf ich fertig machen?»« Und beim ersten Mal darf man das natürlich nicht – aber vielleicht schon beim zweiten Mal. Und so funktioniert es – nicht mit Strategie.

Ich habe ein Sprichwort erfunden: Wenn nichts anderes hilft, dann versuch es mit der Wahrheit. Und die Wahrheit in diesem Beispiel lautet: »Ich glaube, dass das Zähneputzen wichtig ist – und du willst es nicht. Jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll. Weil ich dich eigentlich nicht zwingen will. Mir wäre eigentlich am liebsten, dass du das alles toll findest, aber das tust du nicht. Was nun?»« Das macht auf Kinder einen Rieseneindruck. Und dann kann man am nächsten Tag sagen: »Wie geht es dir heute? Willst du die Zähne geputzt haben, oder willst du heute auch nicht?»«

Wenn man Kinder dazu einlädt, nein zu sagen, werden sie oft ganz ruhig und sagen ja. Und das gilt für Menschen jeden Alters. Wenn wir in einer Beziehung sind, müssen wir wissen, dass es möglich und erlaubt ist, nein zu sagen. Wenn wir das nicht erleben, können wir nie richtig ja

sagen. Diese Möglichkeit muss es also geben. Und wenn man keine Zeit hat, dann ist es ja einfach, dann sagt man das einfach: »Ich habe jetzt keine Zeit, mit dir darüber zu reden. Morgen ist es hoffentlich anders. Gute Nacht.«

Machen Sie nicht so ein riesengroßes Ding mit den kleinen Kindern! Auch mit dem Essen wird viel zu viel Stress gemacht. Kann man ein ganzes Jahr mit Spaghetti Bolognese überleben, wenn man vier Jahre alt ist? Ja, man kann das sehr gut überleben, das ist überhaupt kein Problem! Sollte man auch? Ja, warum nicht? Es ist für alle einfach. Spaghetti Bolognese kann man im Zehn-Liter-Topf machen und immer im Gefrierfach haben, das macht das Leben sehr einfach. Und dann hat man viel mehr Zeit, mit den Kleinen Zähne zu putzen.

Was ich gern sagen möchte, ist, dass Eltern verstehen müssen, dass ihr innerer Druck – »Ich muss eine richtige Mutter sein«, oder »Ich muss ein richtiger Vater sein« – bei dem Kind ankommt als: »Ich bin kein richtiges Kind.« Wenn ich aus diesem Druck heraus handle, muss ich immer irgendetwas mit dem Kind machen, um zu beweisen, dass ich eine gute Mutter oder ein guter Vater bin. Stellen Sie sich vor, wir würden das als Erwachsene miteinander machen. Dass ich, wenn ich mit einer Frau ausgehe, die ganze Zeit dumme Witze über sie machen muss, weil die anderen mich sonst nicht als richtigen Mann erleben.

So denken Eltern ja: »Was wird der Arzt sagen, wenn ich da ankomme und mein Kind wiegt fünfzehn Gramm